

OLIVIA FANE

Über das Wetter
können Sie auch
noch reden,
wenn Sie tot sind.

60 Ideen für richtig
gute Gespräche

Aus dem Englischen
von Nicole Seifert

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Conversations. 66 reasons to start talking«
bei Square Peg, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Copyright © 2013 by Square Peg
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Knaur Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-65539-9

5 4 3 2 1

Im Gedenken an meine Mutter

INHALT

| | |
|--|----|
| Eine Einführung | 11 |
| 01 Über das Glück | 15 |
| 02 Über die Seele | 19 |
| 03 Über den Selbstmord | 23 |
| 04 Über das Wahrsagen | 27 |
| 05 Über das Eingeschlossensein in der Toilette | 31 |
| 06 Über drei ausgedachte Wörter | 35 |
| 07 Über Partnerschaft | 41 |
| 08 Über Eitelkeit | 44 |
| 09 Über Einsamkeit | 48 |
| 10 Über Untreue | 52 |
| 11 Über Kunst | 58 |
| 12 Übers Auseinanderleben | 66 |
| 13 Übers Geliebtwerden | 71 |
| 14 Übers Berühmtsein | 74 |
| 15 Über Bedürfnisse | 79 |
| 16 Über Eifersucht | 82 |
| 17 Über persönlichen Freiraum | 86 |
| 18 Übers Verliebtsein | 89 |
| 19 Übers Nackt-in-ein-Sommergewitter-Laufen | 95 |
| 20 Über Platon | 98 |

| | | |
|----|---|-----|
| 21 | Über das Ändern seiner Meinung | 102 |
| 22 | Über Gewalt | 105 |
| 23 | Über Partys | 110 |
| 24 | Übers Demütigen | 112 |
| 25 | Über Willensfreiheit | 114 |
| 26 | Über Schikane | 118 |
| 27 | Über den Unterschied zwischen Macht und Freiheit | 121 |
| 28 | Über irritierende Angewohnheiten | 124 |
| 29 | Über Schmuck | 127 |
| 30 | Über Identität | 130 |
| 31 | Über das Leiden | 135 |
| 32 | Über Sex | 139 |
| 33 | Über Umweltschutz | 143 |
| 34 | Über Gott | 147 |
| 35 | Über Menschenrechte | 150 |
| 36 | Über Körperteile, tot oder lebendig | 153 |
| 37 | Übers Flirten | 157 |
| 38 | Über Wohltätigkeit | 160 |
| 39 | Über Elternschaft | 164 |
| 40 | Übers Verzeihen | 168 |
| 41 | Übers Berühren | 171 |
| 42 | Übers Kritteln | 175 |
| 43 | Über Depressionen | 178 |
| 44 | Übers Knutschen | 183 |
| 45 | Über die Moral des Shoppens | 186 |
| 46 | Über Unsterblichkeit | 190 |
| 47 | Über Spiegel | 193 |
| 48 | Über Demokratie | 196 |
| 49 | Übers Lügen | 200 |
| 50 | Über Vertrauen | 203 |
| 51 | Über Therapien | 206 |
| 52 | Über die Liebe | 213 |

| | | |
|----|--|-----|
| 53 | Über Stieffamilien | 220 |
| 54 | Über Feminismus | 224 |
| 55 | Über den Unterschied zwischen Faulsein und Entspannen | 229 |
| 56 | Über den Tod | 233 |
| 57 | Über Sterbehilfe | 238 |
| 58 | Übers Streben | 241 |
| 59 | Übers Mitmachen | 246 |
| 60 | Übers Kochen | 251 |

EINE EINFÜHRUNG

Ich schreibe dieses Buch für mein früheres Ich, für die junge Frau, die sich mit zweiundzwanzig, bald nachdem sie den schlauesten, witzigsten Mann geheiratet hatte, den sie je kennengelernt hatte, die Frage stellte: Warum führen wir nicht mehr so gute Gespräche wie am Anfang?

Ich blickte zurück auf die Zeit, in der er mich umworben hatte. Einmal, erinnerte ich mich, fuhr er mit mir an die Westküste Schottlands. Es schien keinen Landstrich zu geben, über den er nicht alles gewusst hätte: welche Schlachten dort stattgefunden hatten, wer wo in die Flucht geschlagen oder massakriert worden war. Ich lauschte verzückt und verliebte mich in ihn. Wenige Jahre später wurden längere Autofahrten von Schweigen begleitet, das nur dann und wann von ein bisschen Familienklatsch unterbrochen wurde oder von der Klärung organisatorischer Fragen. So hatte ich mir das nicht vorgestellt.

Wohin verschwinden die Gespräche, wenn man lange Zeit mit demselben Partner zusammen ist? Muss die Kommunikation denn einfach so auslaufen, als wären Menschen bloße Behälter, deren Inhalt eben irgendwann aufgebraucht ist? Kein Wunder, dass es Leute gibt, die finden, Ehen sollten nach fünf Jahren enden – schließlich weiß man dann ja, wie es ist,

sein Leben aufs engste mit jemand anderem zu teilen. Genau so fühlte ich mich jedenfalls: als wäre ich aufgebraucht.

Meine erste Ehe hielt sieben Jahre. Als ich drei Jahre später ein zweites Mal heiratete, war ich entschlossen, besser achtzugeben. Ich wollte herausfinden, was eine Ehe ausmachte, woraus sie gewissermaßen bestand. Ich wollte mir jede Faser vor Augen führen, in Nahaufnahme. Und ich wollte, dass diese Ehe ein Leben lang hielt.

Und dann geschah etwas sehr Merkwürdiges: Am meisten vermisste ich in diesen ersten Monaten die Momente, in denen *nicht* geredet wurde, die Momente, in denen ich mich mit meinem Partner so wohl fühlte, ihn so gut kannte, dass es fast war, als würde ich allein leben. Plötzlich saß ich da mit diesem *anderen Menschen*, zu dem ich mich verhalten musste. Wie ermüdend das war – für uns beide vermutlich. Plötzlich war *jemand anders* im Bad, und wenn ich ins Bad ging, stellte sich eine Frage, die sich seit Jahren nicht gestellt hatte: Abschließen oder nicht abschließen?

Als unsere Gespräche aufhörten, was unweigerlich geschah, schien es mir deshalb zunächst ein Fortschritt zu sein. Nachdem ich einmal vergessen hatte, die Badezimmertür abzuschließen, schloss ich nie wieder ab. Als wir auf langen Autofahrten begannen, Radio 3 zu hören, machte es mir nichts aus, denn inzwischen wusste ich, dass Vertrautheit mehr zählte als permanentes Geplapper. Mein Mann erbeute aus meiner ersten Ehe drei kleine Söhne, und wir bekamen noch zwei weitere. Wir waren körperlich zu erschöpft, um an *uns* einen sinnvollen Gedanken verschwenden zu können. Und dann ging letztes Jahr mein jüngstes Kind aufs Internat – da hatte ich achtundzwanzig Jahre Mutterschaft hinter mir. Und plötzlich hörten wir uns sprechen und führten – recht zaghaft – unser erstes »richtiges« Gespräch seit Jahren. Wir legten eine Uhrzeit und einen Ort dafür fest: 20 Uhr an unserem ersten kin-

derlosen Montag. Wir wollten, zusammen, zwei Seiten Kierkegaard lesen, auf denen die romantische mit der ehelichen Liebe verglichen wird. Wir lagen zusammen auf dem Sofa – die Füße meines Mannes neben meinem Kopf – und begannen uns zu unterhalten. Es war besser als Scrabble und machte sogar mehr Spaß. Plötzlich war der Mann, mit dem ich sprach, nicht mehr der Mann, mit dem ich seit achtzehn Jahren verheiratet war, sondern der *andere Mensch*, der vor vielen Jahren als Fremder in mein Leben getreten war. Jetzt, schien mir, hatte ich das Beste von allem – Vertrautheit und Andersartigkeit in einem, den perfekten Gefährten.

Wir hatten uns bereits als Studenten kennengelernt und uns damals über Politik und Religion unterhalten, eben über ganz normale Sachen. Aber hatten sich unsere Ansichten nach dreißig Jahren *Leben* verändert? Was hatten wir gelernt – nicht aus Büchern, sondern durch das reine In-der-Welt-Sein? Das Interessante war, dass wir beide eine ganze Menge gelernt hatten, ohne es zu bemerken, und obwohl wir aus der Übung waren, widmeten wir uns der Kunst, ein Gespräch zu führen, bald mit einer Lust und einem Geschick, das ich nicht für möglich gehalten hätte.

Das griechische Wort für »Liebe« ist *eros*, und etymologisch ist es eng verwandt mit dem griechischen Wort für »Fragen stellen« – *erotao*. Mir gefällt das sehr. Es klingt im Griechischen so kraftvoll: Jemandem Fragen zu stellen heißt, begierig darauf zu sein, ihn kennenzulernen, und jemanden kennen heißt, ihn zu lieben. Bei der romantischen Liebe liebt man eine Fiktion, ein Ideal. Bei der ehelichen Liebe liebt man mit der Zeit, die vergeht. In Kierkegaards Worten, die wir an diesem ersten Abend zusammen gelesen haben: »Die eheliche Liebe hat ihren Feind in der Zeit, ihren Sieg in der Zeit, ihre Ewigkeit in der Zeit.«

Mit den Zeitaltern der Menschheit geht es immer bergab: Einst gab es ein mythisches Goldenes Zeitalter, die Zeit der

Helden, dann gab es das Silberne Zeitalter und die Bronzezeit. Bei der Ehe gelangen wir von der papierenen Hochzeit über die Baumwollhochzeit zur silbernen, zur Rubin-Hochzeit, dann zur goldenen und zur diamantenen. Eine geteilte Geschichte, ein geteiltes Wissen, ein Verständnis und eine Akzeptanz für das, was nach all der Zeit immer noch und aufregenderweise so *anders* ist: Das ist die Siegerprämie für die Langstrecke.

Ich bin schamlos offen und ehrlich und stamme von einer langen Reihe schamlos offener und ehrlicher Vorfahren ab, insbesondere von meiner Mutter, der ich dieses Buch widme. Die Furchtlosigkeit, mit der sie in ihrem Leben Tabus begegnet ist, hat ihr viele Feinde beschert, und meine Deutlichkeit wird vielleicht manchen beunruhigen, aber auf die Gefahr hin, mich selbst zum Feindbild zu machen: Meine Mission soll erfüllt werden.

Gespräche bringen jedoch nicht nur Partner zusammen. Wir alle lieben es, über Wesentliches zu sprechen. Dieses Buch ist für alle, die gerne fragen und gefragt werden: für Freunde, Geschwister, neue Lieben, wissbegierige Teenager. Es ist sogar für Leute gedacht, die sich, wie ich, selbst gerne Fragen stellen. Seit ich denken kann, liege ich gern im Dunkeln in der Badewanne – ein warmer, wohltuender Ort, an dem es sich gut und lange nachdenken lässt.

Dieses Buch zu schreiben war ein Vergnügen, und natürlich hoffe ich, dass es sich auch gut liest. Aber ich wünsche mir von Herzen, dass es noch mehr auslöst. Ich möchte, dass die Leute es wirklich mal ausprobieren. Dass sie einen Abend mit ihm bestreiten – es ist ein Spiel ohne Gewinner und Verlierer, ein Spiel nur mit einem Sofa und einem Glas Wein. Ein anderes menschliches Wesen wirklich kennenzulernen ist sogar ein noch größeres Vergnügen als Sex.

ÜBER DAS GLÜCK

Neulich habe ich eine gute Definition von Glück gelesen: »subjektives Wohlbefinden«. Wenn man sich für glücklich hält, dann ist man es auch.

Am Abend bevor ich meinen ersten Sohn zur Welt brachte, hatte ich einen Traum, in dem ich vor eine Wahl gestellt wurde. Entweder konnte ich ihm Glück wünschen: Ihm würde nichts allzu Schlimmes passieren, er würde einen sicheren Job haben, heiraten und Kinder bekommen; keins seiner Kinder würde vor ihm sterben, und seine Frau und er würden viele glückliche Tage damit verbringen, Sport zu treiben, fernzusehen und Freunde zu treffen. Oder ich konnte ihm ein Leben im Zeichen der Wahrheit wünschen, in dem sich ihm der letztlich jämmerliche Zustand der Menschheit enthüllen würde. Dank dieser Erkenntnis würde er ein großer Schriftsteller und Komponist werden.

Im Traum wünschte ich meinem Sohn Glück – wenn auch schweren Herzens.

Ich muss regelmäßig an diesen Traum denken, denn oft scheint es mir, als wäre das »glückliche« Leben gar kein richtiges Leben und kaum einen menschlichen Atemzug wert. Über solch einem Leben hängt ein großes »Was soll's?«. Wenn ich glückliche Menschen treffe, bekomme ich sofort

klaustrophobische Anfälle. Sie sind bis zum Rand voll mit »subjektivem Wohlbefinden«, nichts scheint sie richtig zu berühren, und oft hat diese Haltung sogar etwas von Eigenlob.

Das wirkt jetzt möglicherweise etwas düster – würden wir uns das Leiden anderer zu jeder Tageszeit bewusst machen und die einfache Freude an einem schönen Morgen und einem klaren blauen Himmel nicht zu genießen wissen, wäre das Leben unerträglich. Letztes Jahr Weihnachten schlug ein Pfarrer vor, uns gegenseitig erst dann »Frohe Weihnachten« zu wünschen, wenn das Unrecht in der Welt ein Ende gefunden hätte und wir *alle* auf frohe Weihnachten hoffen könnten. Oje! Was für elende Aussichten, wenn man das Glück aufgrund seiner ungleichen Verteilung gleich gänzlich verbannte.

Und doch ist Glück interessant: Um etwas wert zu sein, muss es (meiner Ansicht nach) Substanz haben. Bei Glück geht es um mehr als darum, ständig dem Hedonismus frönen zu können. Wenn ich mich glücklich fühle, weiß ich, dass drei Bedingungen erfüllt sind: Ich habe ein reines Gewissen, ich habe etwas zu tun oder bin an einem Projekt beteiligt, bei dem ich das Gefühl habe, Fortschritte zu machen, und ich habe zu den Menschen, die ich liebe, offenen und ehrlichen Kontakt. Zu dem Zeitpunkt, zu dem ich dies schreibe, sollte ich mich um Punkt eins und zwei kümmern. Was Punkt drei betrifft, ist alles in Ordnung, darin bin ich gut.

Seltsam ist am Glück, dass es sich noch vermehrt, wenn man Unglück erlebt hat. Wenn man zehn Jahre lang alles allein bewältigt und sich dann auf eine wahre, vertrauensvolle Freundschaft einlässt, erwächst daraus tieferes Glück, als wenn man sein Leben lang massenhaft Freunde gehabt hat. Genauso, wenn man von einer Krankheit geheilt ist, dem Tod ins Auge gesehen hat oder einfach nach Monaten auf hoher See Land sieht: Solche Erfahrungen verleihen einem ein Ge-

fühl von Dankbarkeit, das für den Rest des Lebens anhalten kann. Ich habe vor ein paar Jahren zwei Wochen in Albanien verbracht und dort derart schlimme Geschichten darüber gehört, wie die Menschen unter dem kommunistischen Diktator Hoxha litten, dass ich, wieder zu Hause, kaum glauben konnte, was für ein Glück ich hatte. Alles wirkte so schön und sauber, die Menschen so freundlich und vertrauenswürdig. Ich hatte monatelang gute Laune und überlegte sogar, ob wir unseren Urlaub nicht alle in grausigen Wohnblocks in überfüllten Städten verbringen sollten: Wir wären die restlichen fünfzig Wochen des Jahres über glücklich.

Ich stand einfachen Lösungen immer misstrauisch gegenüber, genau wie Ratgebern, die einem beibringen wollen, wie man glücklich ist: Verzeihe dir selbst! Sieh nach vorn! Hör auf, dich schuldig zu fühlen! Denk positiv! Nein – daran glaube ich nicht. Ich halte es da eher mit den Anonymen Alkoholikern, die einen an die eigene Schuld erinnern und dazu auffordern, sich bei jedem zu entschuldigen, den man verletzt hat. Beeindruckt hat mich auch der Direktor des Wellington College, der Widerstandskraft für den Schlüssel zum Glück hält. Nicht einknicken, wenn es hart auf hart kommt, was natürlich mal vorkommen wird. Wahres Glück ist nur dann möglich, wenn die Grundmauern vorhanden und intakt sind – und damit sind nicht nur Gesundheit, Freunde und genug Geld gemeint: Ein gewisser Ballast ist ebenfalls vonnöten. Früher nannte man das Charakterstärke.

Ein letzter Gedanke: In der Kindheit ist Glück etwas so Unkompliziertes. Der Sieg bei einem herausfordernden Netzballspiel reicht aus, um fröhlich zu sein. Aber wenn man älter wird, lagern sich den unschuldigsten Beschäftigungen Schichten um Schichten aller möglichen Gefühle an. Die reine Begeisterung weicht Schmerz, Verlust. Kein Wunder, dass Menschen anfangen zu trinken, um schnell Linderung zu

finden. Mein Rezept: lieben, sich mitteilen, vertrauen. Es ist riskant, der Schmerz der Zurückweisung unerträglich. Aber Nähe zu anderen macht das Leben lebenswert und – ich wage es kaum zu sagen: Es macht tatsächlich glücklich.

Denkanstöße

- * Waren Sie als Kind glücklich?
- * Hängt Glück eher von den Umständen oder vom Charakter ab, was meinen Sie?
- * Wenn Sie andere Menschen sehen, die unbeschwert und fröhlich wirken – ein sich küssendes Paar am Strand, Teenager bei einer Tanzveranstaltung im Park –, finden Sie deren Glück dann ansteckend, oder macht es Ihnen vor allem bewusst, was Ihnen fehlt?
- * Angenommen, jemand fragt Sie, ob Sie Ihren Partner/Ihre Partnerin für einen »glücklichen« Menschen halten, was würden Sie antworten?
- * Sie haben 48 Stunden, die Sie genau so verbringen können, wie Sie möchten. Malen Sie sich Ihre ideale Auszeit aus.
- * Ist ein reines Gewissen vonnöten, um wahrhaft glücklich zu sein?
- * Ist es eine gute Idee, Schulkindern beizubringen, glücklich zu sein, oder ist »Glücklichsein« ein Zustand, der sich der eigenen Kontrolle entzieht?

ÜBER DIE SEELE

(frei nach Platon)

Mit sechzehn Jahren war ich eine Woche lang krank und wurde auf der Krankenstation meines Internats eine Woche lang in Quarantäne gehalten. Es war eine der produktivsten Wochen meiner gesamten Schulzeit. Das kleine Gebäude lag eine Meile von der eigentlichen Schule entfernt mitten in der Landschaft. In meinem Zimmer befand sich ein altmodischer Ofen, und die Wände waren mit dunklem, poliertem Holz getäfelt. Ich habe die Zeit damit verbracht, mit dem Stummel eines alten Bleistifts Gedichte auf raschelndes Toilettenpapier zu schreiben und die einzigen beiden Bücher zu lesen, die ich in die Finger bekommen konnte: ein Griechisch-Lehrbuch und Platons *Der Staat*.

Ich war sechzehn und begierig darauf zu wissen, worum es auf der Welt ging, und Platon war der aufregendste Schriftsteller, der mir je begegnet war. Ich las ihn nicht kritisch, wie es eine Akademikerin getan hätte, die dies und jenes in Zweifel zieht, ich las ihn eher wie eine Bäuerin, die zum ersten Mal die Bibel aufschlägt. Jedes einzelne Wort klang wahr, und mir kam gar nicht in den Sinn zu hinterfragen, was Platon mich lehrte. Was mich betraf, wusste ich jetzt, was eine Seele war, verstand nun, was es bedeutete, ein »Ich« zu sein.

Heute glauben natürlich (leider) die wenigsten von uns an Seelen. Unserer Ansicht nach haben wir einen vernunftbegabten Verstand, und wir haben einen Körper; letztlich lässt sich alles auf den Körper reduzieren, wie Neurologen uns immer erzählen. Wir – als Gesellschaft – schätzen Intelligenz: Logik, Mathematik, Wissenschaft, Computer, Organisationen. Und wir – als Gesellschaft – schätzen den Körper und jeden Aspekt physischer Schönheit: Fitness, Sport, Sex, Essen und Trinken. Alles andere ist suspekt, bestenfalls Zeitverschwendung (zum Beispiel Geisteswissenschaften studieren) und schlimmstenfalls einfach dumm (zum Beispiel an »Intuition« glauben oder »unangebrachte« Emotionen, wie die Massenhysterie beim Tod von Prinzessin Diana – sogar Trauern wird heute irgendwie für »pathologisch« gehalten).

Aber wie weise mein geliebter Platon war! Statt alles so zu reduzieren, dass es letztlich immer um den Körper ging, erweiterte er alles so, dass es letztlich immer um die Seele ging. Das »Ich«, das begehrt, das nach etwas verlangt, ist dasselbe »Ich«, das ein Computerprogramm schreiben kann. Aber der dritte Teil bei Platons Dreiteilung der Seele – neben Begehren und Vernunft – ist für mich der wichtigste, obwohl wir ihn in der modernen Welt fast vergessen haben: Es ist der Teil, den er *thumos* nennt – ein wunderbar unübersetzbares Wort – und der so unverkennbar ist, dass er auf den Lehrplan jeder Grundschule gehören sollte.

Der *thumos* ist der Kern des menschlichen Wesens, ohne den wir Computer wären, die essen und Sex haben. Es ist der Teil von uns, der reagiert, bevor wir Zeit haben herauszufinden, warum wir ausgerechnet so reagieren. Als ich zur Schule ging, übersetzten wir *thumos* mit »moralische Entrüstung« – der Teil von einem, der sofort weiß, dass etwas falsch ist, obwohl man noch nicht genau sagen kann, was es ist. Eine andere mögliche Übersetzung ist »Wut«, aber eine tiefe, ge-

rechtfertigte Wut, die aus dem Innersten kommt; oder »Leidenschaft«, ein schnelles und irrationales Verständnis von etwas Wichtigem. Platon beschreibt es einfach als den Teil von uns, der weder rational noch begehrend ist: Es geht um »alles andere« – seine Aufgabe ist es, das Bild vom Menschen zu vervollständigen. In Platons Dialog *Phaidros* kommt dem *thumos* eine noch wichtigere Rolle zu: Es hat den Himmel zu sehen bekommen und sehnt sich danach, dorthin zurückzukehren, da es in der Schönheit dieser Welt das Abbild etwas noch Perfekteren erkennt. Damit ist *thumos* das Gefühl, das zu romantischer Liebe führt, zu dem Bedürfnis zu glauben oder dem Verlangen nach Gerechtigkeit. Es ist das Gefühl, das sich nach mehr sehnt, das sich weigert, sich mit dem Profanen zufriedenzugeben.

Aber Platon lässt *thumos* nicht die Zügel schießen. Er vergleicht die einträchtige Seele mit einem Wagenlenker (der Vernunft), der zwei Pferde beherrschen muss: *thumos* und das Begehren. Beide müssen unter Kontrolle gehalten werden, aber die Vernunft kann nicht für sich handeln, denn sie kennt keine Richtung, hat keine Zauberkraft, wenn man so will. Unsere rationalen und irrationalen Bereiche müssen zusammenarbeiten. Welcher moderne Psychologe hätte schon mal etwas Weiseres gesagt als das?

Denkanstöße

- * Überlegen Sie mal, wann Sie sich des Teils Ihrer Seele bewusst waren, den Platon *thumos* nennt. Waren das positive oder negative Gefühle?
- * Meinen Sie auch, dass die Gesellschaft diesen Teil unserer selbst herunterspielt?

- ★ Eine meiner Freundinnen musste neulich einen akademischen Vortrag halten mit dem Titel »Lesbianismus und die Fuge«. Finden Sie es gerechtfertigt, in menschlichen Aktivitäten, die nicht eindeutig sexuell sind, einen Sexualtrieb erkennen zu wollen?
- ★ Würden Sie sagen, dass die drei Teile Ihrer Seele im Gleichgewicht sind? Falls nicht, welcher Teil ist dominant?
- ★ Würden Sie sagen, dass die Seele Ihres Partners/Ihrer Partnerin im Gleichgewicht ist? Falls nicht, welcher Teil dominiert?
- ★ Aristoteles hielt es für möglich, dass man seinen Charakter verbessert, indem man sich bessere Verhaltensweisen angewöhnt. Glauben Sie, er hat recht?
- ★ Was könnten Sie tun, um Ihre dreigeteilte Seele ins Gleichgewicht zu bringen?

ÜBER DEN SELBSTMORD

Während andere Kinder in Märchenaufführungen gingen, nahm meine Mutter mich mit in die Theateraufführung von *Ist das nicht mein Leben?*, einem Stück, in dem es um einen Bildhauer geht, der vom Hals abwärts gelähmt ist und seinem Leben ein Ende setzen möchte. Und zwar nahm sie mich nicht einmal mit, sondern zweimal. Sie sagte zu mir: »Lass niemals zu, dass mir so etwas geschieht.« Überflüssig zu erwähnen, dass ich sie enttäuscht habe. Sie starb langsam und elend, und es dauerte zwei Jahre, aber ich habe nie bereut, ihr nicht dabei geholfen zu haben. Was ich allerdings bereue, ist das Scheitern ihres Selbstmordversuchs, den sie zu einem Zeitpunkt beging, als sie noch im Vollbesitz ihrer Kräfte war. Sie lag 48 Stunden im Koma: Sie hatte *etwas* zu wenig Tabletten genommen, um ihrem Leben ein Ende zu setzen. Als sie das Bewusstsein wiedererlangte, bedauerten wir sie, und trotzdem sorgten wir pflichtbewusst dafür, dass die Tabletten immer außer Reichweite waren. Und daran gebe ich mir die Schuld. Wir hätten ihr den Selbstmord erleichtern sollen, statt ihn ihr zu erschweren.

Letztes Jahr haben sich in Großbritannien fünftausend Menschen umgebracht. Eine gute Freundin, die Ärztin ist, wettet gegen sie. »Wie vielen Menschen ruinieren sie damit das Leben?«,

fragt sie mich. Aber ich fühle seit jeher mit den Opfern mit. Denn in meinen Augen ist jemand, der so verzweifelt ist, dass er nur noch die Möglichkeit sieht zu sterben, immer ein Opfer, und zwar ein Opfer von uns, den Stärkeren, den Überlebenden.

Die Gesellschaft übt auf uns alle starken Druck aus, erfolgreich zu sein: gut auszusehen, Geld zu verdienen, ein florierendes Geschäft zu führen sowie ein glückliches Familienleben. Wenn sich all das gegen einen verschwört, wenn kein Geld mehr reinkommt, wenn der Partner eine andere findet, wenn die Kinder gegen einen eingenommen werden, dann ist nur schwer vorstellbar, dass man jemals wieder Oberwasser hat, und es ist nur zu verständlich, dass man denkt: Was soll diese düstere, quälende Sache namens »Leben« überhaupt? Ich bin von ganzem Herzen auf ihrer Seite. Und doch kann man es nur tragisch nennen, wenn ein ansonsten gesunder Mensch sich das Leben nimmt, auch für die Hinterbliebenen.

Aber Selbstmord sollte nicht immer als eine verrückte, verzweifelte Tat betrachtet werden, sondern manchmal auch als rational und mutig. Das sollten wir alle begreifen, damit sollten wir alle klarkommen, das sollten wir sogar alle begrüßen. Die moderne Denkweise besagt: »Der Wunsch, sich das Leben zu nehmen, ist grundsätzlich irrational. Dann bist du wohl depressiv und brauchst Tabletten.« Was für ein Unsinn. Was, wenn kürzlich Alzheimer diagnostiziert wurde und man weiß, dass man in wenigen Monaten seine eigenen Kinder nicht mehr erkennen wird? Was, wenn man ein dreiundzwanzigjähriger Tetraplegiker ist, der vor seinem Unfall leidenschaftlich gern Rugby gespielt hat? Und was die Leute betrifft, die meinen, dass die Todessehnsucht dieser Menschen irgendwie *krank* ist und dass man ihnen einfach Antidepressiva geben sollte, bis sie das wieder »richtig« sehen – haben sie kein Mitgefühl, haben sie keine Phantasie? Der junge Rugbyspieler Daniel James hat drei Selbstmordversu-

che unternommen, bevor er seine Eltern davon überzeugen konnte, ihn in die Dignitas-Klinik in die Schweiz zu bringen. Bei einem dieser Versuche wollte er sich selbst erstechen. Die Psychiater, die ihn untersucht haben, waren der Meinung, dass er klar bei Verstand war. Sollte man ihn wirklich bedrängen mit Sätzen wie »Sieh dir Soundso an, er hatte auch einen Unfall, und jetzt macht er seinen Abschluss in Jura!« Können wir nicht anerkennen, dass Daniel James vielleicht nicht Jura studieren wollte? Dass er die nächsten sechzig Jahre seines Lebens nicht vor dem Fernseher verbringen und nicht von jedermann nur Mitleid erfahren wollte?

Wann, frage ich mich, werden wir als Gesellschaft erkennen, dass Selbstmord auch die *richtige* Entscheidung sein kann? Wann wird Selbstmord nicht mehr dieses Stigma haben? Wann wird es möglich sein, dass wir uns von unseren Verwandten verabschieden können, ohne fürchten zu müssen, dass sie von der Polizei belästigt werden? Ich habe beispielsweise Tabletten versteckt für den Fall, dass die Ärzte irgendetwas Fieses diagnostizieren. Wenn man mir sagt: »Gäbe es die moderne Medizin nicht, Sie wären schon lange gestorben. Wir haben Ihnen zehn gesunde Jahre geschenkt, aber in den nächsten zehn Jahren werden Sie leiden!« Nun, dann tut es mir leid. Nennen Sie mich undankbar, aber dann verabschiede ich mich.

Nachdem ich meine Mutter sterben gesehen habe, gibt es nichts, was ich nicht zu tun gewillt bin, um nicht denselben Weg zu gehen. Meine Tabletten liegen bereit, und zwar die richtige Anzahl, mehr als genug. Ich habe mich schon gegen Zervixabstriche und Mammographien entschieden – warum sollte ich mich untersuchen lassen, wenn es mir am Ende so schlecht geht wie meiner Mutter?

Der Philosoph David Hume, der im achtzehnten Jahrhundert lebte, schrieb:

Wenn es kein Verbrechen ist, so sollten sowohl Einsicht als Tapferkeit uns anhalten, uns vom Dasein zu befreien, wenn es eine Last wird. Dies ist dann der einzige Weg, auf welchem wir der Gesellschaft nützlich sein können, indem wir ein Beispiel geben, dessen Nachahmung jedermann seine Chance auf ein glückliches Leben bewahrt und ihn von Gefahr und Elend wirksam befreit.

Es ist ein eigenartiges Paradox, dass die Bereitschaft, sich das Leben zu nehmen, frei macht.

Denkanstöße

- * Wie schlimm müsste es im Leben kommen, damit Sie über Selbstmord nachdenken?
- * Können Sie sich vorstellen, dass es mal eine Zeit geben wird, in der man es für normal hält, sein Leben vorzeitig zu beenden?
- * Wir sind relativ schnell bereit, »dem Leiden eines Tieres ein Ende zu machen«, denken aber nicht daran, einem anderen menschlichen Wesen dasselbe zuzugestehen. Warum, denken Sie, ist das so?
- * Was glauben Sie, warum es häufiger kreative Menschen sind, die sich das Leben nehmen, als Menschen, die einen pragmatischeren Umgang mit den Dingen pflegen?
- * Wenn Sie nach einer fürchterlichen Naturkatastrophe der letzte Mensch auf Erden wären, würden Sie sich umbringen oder vierzig Jahre lang allein leben, um eines natürlichen Todes zu sterben?